

**Zeitschrift:** Schweizerische Lehrerinnenzeitung  
**Band:** 76 (1972)  
**Heft:** 3

**Nachruf:** Im Gedenken an Olga Meyer : 1889-1972  
**Autor:** ME / Voegeli, Walter

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Im Gedenken an Olga Meyer

(1889—1972)



Vor rund zwanzig Jahren habe ich die bekannte Jugendschriftstellerin *Olga Meyer* kennen gelernt. Dann, in der Weihnachtszeit des Jahres 1953, fragte sie mich, ob ich die Redaktion der von ihr während 18 Jahren betreuten Lehrerinnen-Zeitung übernehmen würde. Ihr Wirken umschrieb *Magda Werder* mit den Worten (Nr. 5/1971) «*Was sie der Jugend — und uns allen — als Dichterin gab, ist bleibendes, unschätzbares Gut. Ihre sprachliche, poetische Begabung, ihre schulische Erfahrung, ihr Wissen um der Menschen Freud und Leid stellte sie in den Dienst unserer Zeitung.*» So war es nicht leicht, 1954 die Nachfolge zu übernehmen, aber

großzügig erleichterte mir Olga Meyer das Einarbeiten, warmherzig und aufgeschlossen nahm sie in all den Jahren Anteil an den Freuden und Sorgen um die Zeitung. — Am meisten beeindruckte mich aber ihre Gabe des Zuhörens, ihre Bereitschaft, auf die Probleme der Mitmenschen einzugehen. «*Man ging immer anders von Olga Meyer weg, als man gekommen war*» (so formuliert es Prof. Dr. Voegeli in seiner Ansprache), nämlich innerlich bereichert. Lange noch spürte man den Blick der gütigen, strahlenden Augen und hörte man die warme, tiefe Stimme. Es sind ihrer sicher viele, die sich bei Olga Meyer Kraft und Trost holen durften. ME

### ANSPRACHE VON PROF. DR. WALTER VOEGELI AN DER TRAUERFEIER (3. Februar 1972)

Liebe Mittrauernde,

der Abschied von *Olga Meyer* wird jedem von uns in seiner Weise schwer. Menschen, deren Gegenwart so stark ist, daß jede Begegnung längst erloschen Geglauhtes neu in uns erstehen läßt, möchten wir immer um uns wissen. Wenige haben so wie Olga Meyer die Kräfte des Vertrauens und der Zuversicht gemehrt. Es ist mir das kurz vor Weihnachten wieder bewußt geworden. Ich weiß nicht, wie es dazu kam, daß ich unversehens vor ihrem Haus stand. Ich spürte nur, daß mich etwas in diese Wohnung zog, aus der man

ja immer schon anders wegging, als man gekommen war. So geschah es auch dieses letzte Mal. Obwohl ich ohne Zweifel ungelegen kam, da Besuch erwartet wurde, nahm man mich auf, als ob ich mich für diese Stunde angesagt hätte. Die innere Unruhe, die mich wohl zu Olga Meyer hingeführt hatte, legte sich schnell. Bald wurde alles so selbstverständlich, so einleuchtend klar, daß man wieder zu sich selber finden konnte. Wir sprachen über Beiläufiges, riefen gemeinsame Bekannte zu uns hin, redeten über Pläne, die wir noch verwirklichen wollten: mehr war es nicht. Doch die Worte stellten sich ohne Zwang ein, und man begann zu fühlen, wie unverstellt die Dinge liegen, wenn man sie einfach bei ihrem Namen ruft. Ich ging denn auch dieses Mal anders weg, als ich gekommen war: freier, offener meinen eigenen Anliegen gegenüber und erfüllt vom Wissen, was Worte vermögen, wenn sie aus der Fülle des erlebten Lebens zum andern hingesagt sind. Dabei war mir nicht verborgen geblieben, daß Olga Meyer Schweres zu tragen hatte. Den Tod ihres Mannes hat sie kaum mehr überwinden können. Nie aber belastete sie andere mit ihrem Schmerz. Sie sprach von ihm, doch in ihrer Art: ohne aufzubegehren und ohne auch mit Gewalt halten zu wollen, was sich nicht halten läßt. So blieb sie mit dem Menschen, der ihr am nächsten stand, bis in die letzten Stunden ihres Lebens hinein im Gespräch. — Ich meine, es sei dies die einzig richtige Haltung, mit der wir ihr auch heute begegnen wollen. Gespräche, die wir mit Olga Meyer führen durften, *bleiben*, selbst wenn es uns in dieser Stunde schwer fällt, das zu fassen. Ist es indessen gelungen, sich in dieser Gewißheit zu finden, dann wird es auch lichter um uns. Wir können dem, was die Dichterin, die Schriftstellerin zu uns hingesagt hat, im Vertrauen begegnen, daß der Mensch im Wort gegenwärtig bleibt. Wie sich dieses Wort einstellte, erfahren wir aus den autobiographischen Skizzen.

Da wird berichtet, daß die Mutter der Schriftstellerin eine unvergleichliche Geschichtenerzählerin war. Aus der Fülle ihres gefestigten Daseins spürte sie, was der Zuhörer im entscheidenden Augenblick brauchte. Sie verstand es, unauffällig zu führen, indem sie das Vertrauen zum Leben stärkte, so daß es hell und licht zu werden begann in der kleinen Stube. *Gottfried Keller* hat uns eine solche Gestalt gezeichnet. Sie heißt Frau Salander. Es ist mir unauslöschlich in Erinnerung geblieben, wie diese Frau ihren vom Hunger gequälten Kindern eine Geschichte erzählt: von *Erdmännchen und -weibchen, die so alt werden, daß sie eine kleine Unsterblichkeit auf ihren Buckelchen haben.*» So meistert sie den Augenblick, der die kleine Familie bedrängt. — Ich habe Olga Meyers Mutter nicht gekannt, aber ein bißchen wie Frau Salander stelle ich sie mir vor. Von dieser Mutter nun ist etwas in Olga Meyers Leben gekommen, das weiterwirkte, weil es richtig gesetzt war. Als nämlich die junge Lehrerin ihre Schulkinder ins Leben einführen

sollte, gab es keine Fülle von Texten, wie sie uns heute zur Verfügung stehen. Es war nichts da, was über Lehrhaftes hinaus zu intensiverem Erleben des Alltages hinführen konnte. In dieser Not griff Olga Meyer zu den Geschichten der Mutter, und weil diese Geschichten in sie eingegangen waren, wurden sie auch aus der lebendigen Gegenwart neu erzählt, zum Teil wohl auch neu geschaffen. So entstand das erste Buch, das «Anneli». Es ist der Grund, auf dem sich das spätere Erzählen entfaltet. Da wurde nichts aufgerissen, sondern ausgebreitet, was das erlebte Leben der Erzählerin zugespielt hatte, und das ohne Anspruch auf künstlerische Durchformung. Doch unter der Hand geschah etwas Seltsames. Die Geschichten blieben bei den Kindern. Das stille Glück, das sie bargen, machte ihren Reiz aus, das Einleuchtende des durchschaubar gewordenen Lebens und wohl nicht zuletzt die Ausstrahlung der Erzählerin, die nie nach Worten suchen mußte, da ihr das Wort zuteil wurde. Wenn wir heute das Buch lesen, so spüren wir das genau so deutlich wie damals. Eine unverwechselbare Melodie ist in diesem Erzählen, das sich so leicht gibt und doch einen derart vollen Klang hat. Wir erfahren im Kleinen das Große und beginnen unversehens auf die vielen unscheinbaren Zeichen zu achten, die am Wegrand aufgerichtet sind. Wir lernen wieder, das Ding nicht als einen Gegenstand zu sehen, sondern als etwas Gewordenes, das mit uns zusammen sein will. Da ist der Chueri, der den Kindern eine selbstgebastelte Reitschule vorführt und sich mit ihnen darüber freut, daß die Rößlein so lustig tanzen. Oder da sind die Tannzapfen, die Wasserräder, die Windhaspeln, die Stoffrestchen und Schachteln, die alle auf ihre Weise Kinder und Erwachsene in ihren Bann ziehen. Man trägt Sorge zu all diesen Sachen. Den Verschleiß kennt diese Welt nicht. Indessen wissen die Menschen in Olga Meyers Werk, wie wenig es braucht, um Not und Entbehrung, die ihnen täglich begegnen, aufzulichten. Das Kleine, aber Unauslotbare ist es, was hier zu großer Wirkung gelangt, die erfüllte Bindung an das, was sich zeigt und ereignet, die innere Folgerichtigkeit, die sich nicht im Weitschweifigen und Abenteuerlichen verliert, sondern mit Anteilnahme bei der Sache bleibt.

Beides ist wichtig in diesem Werk: Anteilnahme und bei der Sache bleiben. Und das selbst dort, wo die Ereignisse ihre Schatten werfen. Käthis Großmutter führt uns diesen Weg. Die Frau des Milchmannes, in dessen Haus Käthi Aufnahme gefunden hat, ist gestorben. Käthi bangt um ihr neues Heim. Wie leicht wäre es, einen schönen Ausgang zu finden! Olga Meyer aber konfrontiert uns mit der Wirklichkeit. «*Es ist dunkel in Käthis Herzen . . . Käthi beginnt zu weinen, daß die Großmutter erschrickt . . . 'Geh und schau nach den Kleinen', sagt sie in strengem Ton zu Käthi und öffnet die Türe vor ihr, 'das ist mir ein Getue. Schäm dich . . .'*» Wie viel liegt in diesen Worten, die so einfach hingesagt sind, daß wir auf sie hören

müssen. Sie fordern auf, das Naheliegende zu tun, das eben, was aufgetragen ist. Dann erst wird uns von einer unerwarteten Seite Hilfe zuteil. So üben wir mit Olga Meyers Gestalten das Leben ein: mit «Anneli», «Chrigi», «Urs», «Sabinli», «Käthi», dem «Kleinen Mock», um nur einige zu nennen. Wenn wir uns im Schmerz, der Empörung, aber auch in der Freude verloren haben, werden wir durch sie wieder zum Nahen geholt, das uns doch im letzten zugeht und helfen will. — Hat man sich das vergegenwärtigt, so möchte man von engagierter Kunst des Erzählens sprechen. Doch wäre dieser Ausdruck ein Fremdkörper in Olga Meyers Werk, denn da wird kein Zwang auf uns ausgeübt. Die Gestalten sind frei zu uns und wir sind frei zu ihnen. Bleiben wir daher lieber bei dem, was hier genauer zutrifft, beim Vertrauen zum Leben.

Sind wir damit nicht wieder bei jenem Gespräch angekommen, von dem zu Beginn die Rede war? Wer Olga Meyers Wohnung betreten hat, ist anders hinausgegangen, als er gekommen ist, freier, offener zu sich selbst und zu seiner nächsten Umwelt. Gewiß, es gibt brillantere Erzählerinnen als Olga Meyer. Nur wenigen gelang aber, was ihr gelungen ist: die innere und äußere Landschaft des Menschen aus unverstellter Sicht erlebbar werden zu lassen.

Ich war vor kurzem im Töbital. Ich sah die Fabriken, hörte die Leute reden, sah die Kinder spielen, und immer mußte ich an Olga Meyer denken. Sie hat das Diffuse gesammelt, so daß es Gestalt annahm. Das Töbital wird zur Welt, in der wir auch zu Hause sein dürfen. Und so greifen wir denn zu den Büchern, die über das Töbital berichten, wenn wir selber wieder Boden gewinnen wollen, vielleicht auch, wenn uns der Weg zum Mitmenschen und zu unserer unmittelbaren Umwelt verbaut scheint. Die Kräfte des Vertrauens und der Zuversicht, die Olga Meyer gemehrt hat, wirken über den Tag hinaus.

\*\*\*

*Es gehört ja zum Wunderbaren im Leben, daß einem langsam Flügel wachsen, dem menschlichen Auge unsichtbare Flügel, die einen über den Alltag hinaus zu tragen vermögen, so daß man auch bei trübem Himmel die Sonne sieht.*

Olga Meyer (Aus «Wir wohnten damals...», Verlag Gute Schriften, Zürich).